

Professionelle Elternarbeit: Gedanken zu Begegnungen in Bewegung

Eine offene Auslegeordnung

In diesem Skript werden für das Thema relevante Aspekte aufgegriffen und zur Diskussion gestellt – ohne Anspruch auf Vollständigkeit aber mit dem Anspruch auf Bedeutsamkeit.

Es gibt viele Gründe, weshalb Elternarbeit für alle Beteiligten wichtig ist. Es gibt viele gute Gründe, genauer hinzuschauen, was unter professioneller Elternarbeit zu verstehen ist und was das für die institutionelle Praxis bedeutet – auch unter dem Fokus dessen, was geleistet werden soll und kann und was nicht. Dazu braucht es wiederholt gedankliche Arbeit, ein gegenseitiges Ringen um gemeinsame Verständigung und es braucht immer wieder auch klare Abgrenzung.

Professionalität – Was bedeutet das?

Was bedeutet professionelles Arbeiten – ganz allgemein und unter dem Aspekt Elternarbeit konkret?

Professionalität im pädagogischen und therapeutischen Kontext (gilt allg. für soziale Berufe) ist klar von Professionalität in anderen z. B. technischen Berufen zu unterscheiden. Das Wissen hat in sozialen Berufen eine ganz andere Bedeutung. Es gibt relativ wenig harte Faktoren und umso mehr sogenannte Soft Skills („neudeutsche“ Bezeichnung für soziale Kompetenzen als umfassende Einheit von integriertem Wissen und Handeln).

Eine Definition in Kürzestform könnte folgendermassen lauten: „Ich weiss, was ich wann warum tue.“ Oder: „Ich kann beschreiben, was ich warum getan habe.“ Darin enthalten ist Wissen, Reflexion, der Zeitfaktor und ein (fachlich, theoretischer) Bezugsrahmen.

Das wäre eine Definition auf einer eher kognitivistischen Basis (ich meine, das ist schon besser als das Thema nur behavioristisch zu betrachten).

Aber ich muss noch einen Schritt weiter gehen, die Frage systemisch-konstruktivistisch beleuchten – der Begriff Behinderung eignet sich dazu gut. Ausgehend von folgenden 2 Axiomen gilt es zu fragen, was diese bei mir auslösen und was das im Zusammenhang mit meiner eigenen Professionalität zu tun hat: „Es ist normal, anders zu sein.“ „Es ist normal, auf Hilfe angewiesen zu sein.“ Säuglingen können wir dies in der Regel gerne zugestehen – es ist ja offensichtlich, dass sie nicht selber können. Sind Säuglinge deshalb behindert? Säuglingen gegenüber sind wir auch bereit, Individualität in hohem Mass zuzugestehen.

Behinderung beginnt im Kopf, im Vergleich mit Normen, statistischen Werten – so wie alle anderen Vorstellungen und Zuschreibungen. Behinderung beginnt in der Regel als Fremdzuschreibung und wird von den Betroffenen sehr oft nicht gleich gesehen. Subjekte mit Bewusstsein erleben sich selber zunächst als ‚normal‘ – wenn nicht durch ein äusseres Ereignis eine radikale Veränderung stattgefunden hat. Der eigene Standpunkt, das eigene Erleben ist Ausgangspunkt für Erfahrung und Lernen.

Als professionell Tätige/r trage ich grosse Verantwortung für meine Bilder, die ich mir mache – von mir selber und vom Gegenüber.

Eine erweiterte Definition von Professionalität könnte unter diesen Annahmen zum Beispiel folgendermassen lauten: „Ich bin in stetem innerem Dialog mit meinen Er-Kenntnissen, meinen Gedanken und meinen Gefühlen, kurz: mit meinen inneren Bildern mir selber und den Anderen gegenüber und übernehme Verantwortung für das, was diese inneren Bilder mit mir machen. Sie prägen mein Fühlen, mein Denken und mein Handeln.“

Vergleiche dazu Friedemann Schulz von Thun („Das innere Team“), Gerald Hüther („Die Macht der inneren Bilder“) oder Joachim Bauer („Das Prinzip Menschlichkeit“).

Professionelle Elternarbeit: Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Wie lässt sich der Anspruch skizzieren?

Erwartungen an die verschiedenen Professionsgruppen in Bezug auf Elternarbeit

- Was wird im spezifischen Arbeitsfeld erwartet?
- ...Von wem, wie?
- ...Unter welchen Bedingungen, mit welchen Ressourcen?

Ein Anspruchs-Rahmen lässt sich u. a. mit folgenden Aussagen skizzieren:

- Elternarbeit hat einen hohen Stellenwert (institutionelle Ebene).
- Für die Entwicklung und die (funktionale) Gesundheit der Kinder und Jugendlichen ist der Einbezug der Eltern unabdingbar (systemische Sichtweise; ICF)
- Der Einbezug der Eltern in möglichst alle Prozesse ist wichtig (Prozess- und Informationsebene).
- Die gemeinsame Arbeit mit Eltern soll auf einer Basis von Kooperation aufbauen (Interaktionsebene).
- Mitsprache, Absprache, Mitbestimmung und Entscheidungen müssen koordiniert und geklärt sein.

Wie schaut die Wirklichkeit aus?

Reflexion (Selbst- und Fremdaspekte):

- Wie wird Elternarbeit bisher gestaltet?
- Wie wird Elternarbeit bisher erlebt?
- Was sollte sein?

Konkrete Vorgaben und Ziele:

- Was wird konkret erwartet, welches sind die Vorgaben – von wem?
- Welches sind die Ziele von Elternarbeit?
- Was wäre wichtig, was wünschenswert – in Bezug auf die Vorgaben?

Basis für theoriegeleitetes, empathisches Handeln

- Welche Kompetenzen bringen professionell Tätige mit?
- Was wäre zudem nötig an Kompetenzen?
- Welche Hilfen, Rahmenbedingungen und/oder Unterstützungsleistungen braucht es?

Rollen, Kompetenzen und Aufgaben

Betreuung im institutionellen Kontext

Im Zusammenhang mit dem Thema Elternarbeit treffen unterschiedliche Rollen und Verständnisse aufeinander. Zunächst stellt sich die Frage, was professionelle Betreuung im institutionellen Kontext bedeutet und welche Schlüsse für die Elternarbeit daraus zu ziehen sind.

Ausgehend von einem (nicht nur alltagstheoretischen) Normalitätsverständnis, dass Kinder und Jugendliche bis zum Erwachsenenalter bei ihren Eltern aufwachsen – was sich eigentlich alle Kinder (und Eltern?) wünschen – gilt es zu klären, wie der Aufenthalt eines Kindes oder Jugendlichen im Heim aufzufassen ist. Kann oder soll „die Fremdplatzierung“ als Familien ersetzende, ergänzende oder unterstützende Massnahme gesehen werden?

Ich meine, dabei gilt es zuerst einmal zu differenzieren:

Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhang Wohnen, Schule und Therapie auf derselben Ebene zu sehen. Wiederum ausgehend von einem Normalitätsverständnis, das immer kulturell, gesellschaftlich und vom Zeitgeist geprägt ist, dass Kinder (normalerweise) in der Familie aufwachsen, aber nicht von ihren Eltern (Familien) geschult und therapeutisch betreut werden, ist der Unterschied zwischen Wohnbereich einerseits und Schule und Therapie andererseits offensichtlich. Das ist auch aus sozialisationstheoretischer Sicht ähnlich zu sehen: Schule und Therapie sind per se Familien ergänzende (Schule) oder eher unterstützende (Therapie) Systeme, die der Ebene der sekundären Sozialisationsinstanzen zuzurechnen sind. (vgl. Hurrelmann 2002)

Wo aber ist der Wohnbereich anzusiedeln – als Familien ersetzende oder ergänzende Massnahme? Diese Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten. Denn es gibt dazu keinen klaren Referenzrahmen:

Formal (-juristisch) wird heute noch immer von einer strukturell zeitlichen Annahme ausgegangen:

- Tagesbetreuung ist als Familien ergänzende Form anzusehen.
- Betreuung über längeren Zeitraum (z. T. gekoppelt mit dem Aspekt Kinderschutz) wird als Familien ersetzend taxiert.

Aus fachlich Inhaltlicher bzw. pädagogisch professioneller Sicht hält diese Annahme meiner Meinung nach schon lange nicht mehr stand. Ein Paradigmenwechsel wird auch seit über 20 Jahren konstatiert (vgl. Thureau und Bütner 1988, Böhnisch und Lenz 1997, Hansen 1999, Speck 1999). Eltern können in ihrer Funktion nicht ersetzt werden, denn biologische Elternschaft ist ein Faktum, das nicht ungeschehen gemacht werden kann. Für die Entwicklung jedes Menschen haben sie (die biologischen Eltern) einen Einfluss – ob sie präsent sind oder nicht.

Damit ist der Aspekt der Beziehungsgestaltung angeschnitten, der in diesem Zusammenhang eine wichtige Bedeutung hat. Es geht um die Frage unterschiedlicher Rollen – die zueinander in Konkurrenz oder in einem Kooperationsverhältnis stehen können (vgl. Speck 1999, S. 318 f.). Loyalitätskonflikte sind oft die Folge von zum Teil nur schwer – wenn überhaupt – überbrückbaren Spannungen.

Rollenmodelle

Brandau und Pretis stellen folgende idealtypischen Rollenmodelle nebeneinander (Bearbeitung TM):

Mögliches Rollenverständnis der Professionellen	Mögliches Rollenverständnis der Eltern	Damit explizit oder implizit verbundene Aufträge	Chancen	Risiken
Professionelle als Experten/innen	Eltern als Laien Sie werden oftmals sogar als störend empfunden	Ich als Profi verfüge über professionelle Kompetenzen	Klares Rollenmodell und klare Zuständigkeiten Möglichkeit der Delegation Expertise ist manchmal nötig	Mögliche Abwertung der Erziehungsarbeit der Eltern Einseitige Definitionsmacht über Erziehung und Entwicklung durch die Institution Nicht ernst nehmen der Eltern
Profi als Coach, Therapeut/in	Eltern als Hilfskräfte, Kotherapeuten/innen	Ich als Profi setze die richtigen Impulse Und delegiere teilweise die Ausführung an ...	Gemeinsam abgestimmtes Handeln im Wohnbereich, in Schule und zu Hause	Überforderung (der Eltern) Hauptverantwortung für den Erfolg oder Misserfolg der Bemühungen wird anderen zugeschrieben
Partner/innen (Experten/innen für institutionelle Erziehung)	Partner/innen für Erziehung im privaten Alltag Experten/innen für die spezifischen, insbesondere emotionalen Belange des eigenen Kindes	Beide Teile bringen Kompetenzen ein und definieren Verantwortlichkeiten und Strategien	Konsensuales Modell	Erfordert Kooperationsbereitschaft und Kooperationsfähigkeit, Energie und Zeit für den Austausch Gefahr von Rollenvermischung
Dienstleister/-innen	Konsumenten/innen	Bestmögliche Dienstleistung im Sinnes des Kunden/innen-Auftrages zu erbringen. Wer sind die Kunden/innen? Kinder, Eltern, Behörden, IV? Primäre Aufgabe: den Auftragswünschen zu folgen	Mögliche Erhöhung der messbaren Qualität professionellen Handelns	Definition professioneller Ziele (nur) unter ökonomischen, wettbewerbsmässigen Sachzwängen „Privatisierung“ von Bildung...

Tabelle 1: Rollenmodelle und ihr Einfluss auf die Arbeit mit Eltern. (vgl. Brandau/Pretis 2008, S.39)

Folgerungen

Sind weitere Rollenmodelle denkbar? Wo finden wir uns in unserem eigenen Verständnis und Handeln – als Betreuende im Wohnbereich, als Lehrpersonen oder als Therapeuten/innen?

Welche Rollen nehmen Behörden und deren Vertreter/innen ein?

Wo gibt es welche internen Rollenschnittstellen und Rollenkonflikte?

Welche Schlüsse sind zu ziehen?

Angehörige sind nicht gleich Angehörige – das gilt auch für Eltern

Empirische Untersuchungen zu Angehörigenarbeit in der Altenpflege lassen eine Typisierung zu, die auch auf andere Betreuungsbereiche übertragbar ist. Angehörige stellen keine homogene Gruppe dar. Folgende Typen lassen sich im Sinne einer analytischen Trennung differenzieren (vgl. u. a. Schmidt 2005, S. 21 ff., Huth 2008):

- „aktiv unterstützende Angehörige“, die zum einen durch ihre aktive Präsenz oft Orientierung und Unterstützung ermöglichen, zum anderen aber auch Personen darstellen können, die Verantwortung nicht abzugeben im Stande sind,
- „stabilisierende Angehörige“, wo die gegenseitigen Erwartungen von Angehörigen mit dem Heim meist abgestimmt sind und die Integration der Kinder/Jugendlichen am besten gelingt,
- „delegierende Angehörige“ mit teilweise latentem oder offenem Konflikt zur Institution (z. T. nicht abgeklärte Vorstellungen und unterschiedliche, nicht kommunizierte Ansprüche)
- „distanzierte Angehörige“, die ein eher gespanntes Verhältnis zum Kind/Jugendlichen haben,
- „emotional belastete“ Angehörige, die oft Angst, Scham- oder Schuldgefühle mit sich tragen,
- „bedürftige“ Angehörige, die sich zum Teil selber gerne in der Institution „einnisten“ würden.

Diese Typisierung ist analytisch, die Grenzen sind fließend, oft spielen mehrere Faktoren zusammen. Den unterschiedlichen Vorstellungen, Bedürfnissen und Ansprüchen in der Zusammenarbeit angemessene Rechnung zu tragen, gleicht oft einem Hochseilakt. Als Professionelle sind wir immer wieder neu gefordert.

Kompetenzen und Aufgaben

Mitsprache, Absprache, Mitbestimmung, Entscheidungsfindung und Entscheidungen treffen sind weitere Aspekte, die es in der professionellen Elternarbeit zu diskutieren und zu klären gilt.

- Welche Aufgaben sind mit dem institutionellen Auftrag (Mandat) impliziert, gehören quasi als Bestandteil dazu?
- Wo treffen sich diese Aufgaben mit denen von Eltern – ergänzend oder konkurrierend?
- Welche professionellen Kompetenzen sind gefordert?
- Wo gilt es Entscheidungen zu treffen?
- Wer ist dabei in welcher Beziehung Experte/in?

Ein (erster) Perspektivenwechsel drängt sich auf: Was könnte das aus der Sicht der Eltern bedeuten?

Informelle und formalisierte Kontakte

Wo ‚passieren‘ Begegnungen?

Begegnungen zwischen Eltern und Mitarbeitern/innen in Institutionen gehören zum Setting. Am Anfang, bei einem Eintritt stehen Begegnungen genauso wie beim Austritt aus einer Institution. Dazwischen sind sie Teil des Alltags. Es gibt

- zufällige, einmalige,
- regelmässige und/oder geplante,
- institutionalisierte Begegnungen.

Alle Begegnungstypen haben einen eigenen Charakter, eine eigene Funktion und Bedeutung. Wichtig ist, dass diese Eigenschaften nicht vermischt werden – auch das eine Frage von Professionalität. Ein zufälliges Treffen darf nicht für die Klärung einer wichtigen Frage missbraucht werden; ein institutionales Treffen (z. B. Fest) darf nicht für Verhandlungen genutzt werden. Das sind zwei exemplarische Beispiele für Funktionskonfusionen, die oft zu Spannungen führen.

Wo ist Begegnung sinnvoll, wichtig oder sogar nötig?

Auch bei dieser Teilfrage stossen wir wieder auf dieselbe Grundfrage nach Professionalität: Wissen warum was zu tun ist – und was das auf allen Seiten der Beteiligung auslösen kann.

Wie findet Kommunikation statt – schriftlich, mündlich, nonverbal?

Die Kommunikationsformen und Kommunikationsmittel müssen immer wieder reflektiert und diskutiert werden.

Was wird wie mündlich kommuniziert?

Welche Mitteilungen erfordern Schriftlichkeit?

Welche Botschaften übermitteln wir durch unser nonverbales Verhalten?

Welche Gedanken tragen wir in uns/mit uns?

Was bedeutet Zusammenarbeit – Kooperation?

In der Fachliteratur wird heute allgemein davon ausgegangen, dass Kooperation die einzig sinnvolle Form der Elternarbeit ist. Was Kooperation bedeutet, muss immer wieder neu erarbeitet werden.

Kooperation ist aber nicht gleichzusetzen mit paritätischer Zusammenarbeit. Die Rollen und Erwartungen sind gegenseitig immer wieder neu zu erklären und zu klären. Transparenz ist das Zauberwort dazu.

Kulturelle Aspekte: Familienkulturen, Institutionskultur, Migrationsaspekte

Ein letzter Punkt wird in diesem Kapitel nur angeschnitten: die Kulturfrage. Diese Frage müsste gesondert behandelt werden. Neben der Tatsache, dass bereits jede Familie eine eigene Kultur mit unterschiedlichen Vorstellungen, Werten und Ritualen lebt (wie das auch jede Wohngruppe tut), gibt es noch viel grössere Unterschiede zu beachten, wenn wir an Menschen aus anderen Kulturkreisen denken. Diesem Aspekt ist besondere Achtung zu schenken.

Perspektivenwechsel als Qualitätsfrage

Qualität wird oft danach beurteilt, ob gewisse formalisierte Standards eingehalten werden. Das ist aber höchstens die eine Seite der Qualitätsmedaille. Mindestens so wichtig, wie statisch summative Fragen der Qualitätssicherung (QS), sind solche mit formativem, entwicklungsorientiertem Charakter (QE).

Dazu gehören Haltungsfragen, die nicht so ohne weiteres gemessen werden können, das Werden bzw. Entwicklung in hohem Mass aber prägen – förderlich oder eher hinderlich, je nachdem.

Eine zentrale Haltungsfrage ist verbunden mit einem Perspektivenwechsel – als elementarer Aspekt von Professionalität. Kann ich die Position des Gegenübers verstehen oder sogar nachvollziehen? Kann ich mich gedanklich auf das Gegenüber einlassen, dass ich so weit als möglich innerlich nachvollziehen kann, wie ‚es sich anfühlt‘? (Vgl. dazu Bauer 2006: Warum ich fühle, was du fühlst)

Nähe und Distanz-Problematik

Beziehungsfragen und Loyalitätsfragen sind eng miteinander vernetzt. In Situationen, wo Menschen auf intensive und zum Teil extensive Hilfe angewiesen sind, ist (körperliche) Nähe ein Gebot der Umstände. Das kann Spannungen auslösen – auf allen Seiten:

Kann ich – darf ich – sollte ich – als Profi? Ist meine Nähe gewünscht? Wo hört sie auf? Wo sind professionelle Grenzen? Was bedeutet das für die Angehörigen, Eltern?

Eine passende Sprache finden

Von Schlippe (2006) spricht von bestimmten „Schlüsselwörtern“: monosemantischen und polysemantischen Begriffen. Es gibt Begriffe, die weniger dynamisch (und damit geschlossener) und andere, die beweglicher (und damit offener) sind. Ein Beispiel dazu ist das Wort „krank“. Dieses wird als monosemantisches Schlüsselwort bezeichnet, weil es nur wenige Möglichkeiten gibt, daran anzuknüpfen. Das Verständnis von „krank“ ist eindeutig, da gibt es wenig, was man tun kann, da muss von aussen geheilt werden. Das Wort „Streik“ hingegen (als Widerstand), wird als polysemantische Beschreibung angesehen. „Wir haben den Eindruck, Ihre Tochter ist in den Streik getreten.“ Aus dieser Frage heraus entstehen ganz neue Bedeutungsfelder für die Eltern. „Warum ist sie in den Streik getreten?“ „Für oder gegen wen ist er gerichtet und gibt es Unterstützer oder Gegner?“

Polysemantische, offene Begriffe suchen und finden ist eine Herausforderung an die eigenen Gedanken, kann aber überaus lustvoll sein.

Damit haben wir auch das Thema Humor noch ganz kurz gestreift. Humor gehört in die Arbeit mit Menschen - unabdingbar, Humor soll gesucht, gepflegt und kultiviert werden. Humor kommt dann gut an, wenn er auf emphatischen inneren Bildern gewachsen ist! (vgl. u. a. Gruntz-Stoll 2001, Robinson)

Worum geht es eigentlich? Wohl des Kindes/Jugendlichen

Und zum Schluss die Frage, die an jeden Anfang gehört: Worum geht es eigentlich? Das Wohl und die Zufriedenheit aller ist das Ziel; **im Zentrum aber steht das Kind**, die Eltern gehören zu den wichtigsten Playern im Spiel. Das Wohl des Kindes ist der Orientierungspunkt mit Fokus ‚funktionale Gesundheit‘ auf der gedanklichen Basis von LoA (vgl. auch ICF).

Das erfordert eine Zirkularität der Betrachtung: Wechselwirkungen sind – in mir und um mich. Die Reflexion, der innere Dialog kann wieder beginnen oder fortgesetzt werden.

Literaturangaben

- Bauer, Joachim (2006, 4. Aufl.): Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. München: Heyne.
- Bauer, Joachim (2006, 2. Aufl.): Das Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Brandau, Hannes / Pretis, Manfred (2008): Professionelle Arbeit mit Eltern. Arbeitsbuch I: Grundlagen. Innsbruck: Studienverlag.
- Brandau, Hannes / Pretis, Manfred (2009): Professionelle Arbeit mit Eltern. Arbeitsbuch II: Herausforderungen und Konfliktlösungen. Innsbruck: Studienverlag.
- Böhnisch, Lothar / Lenz Karl (1997): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa.
- Gruntz-Stoll, Johannes (2001): Ernsthaft humorvoll. Lachen(d) Lernen in Erziehung und Unterricht, Beratung und Therapie. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Hansen, Gerd (1999): Elternarbeit. In: Colla, Herbert E. et al. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Luchterhand. S. 1023-1030.
- Hurrelmann, Klaus (2002, 8. Aufl.): Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim: Beltz.
- Huth, Anne (2008): Professioneller Umgang mit Widerständen in der Angehörigenarbeit. Vortrag. www.huth-and-friends.de/huth18042008.pdf (04.03.10)
- Hüther, Gerald (2006, 3. Aufl.): Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Klatetzki, Thomas (1993): Wissen, was man tut. Professionalität als organisationskulturelles System. Eine ethnographische Interpretation. Bielefeld: KT-Verlag.
- Robinson, Vera M. (2002) Praxishandbuch Therapeutischer Humor. Grundlagen und Anwendungen für Gesundheits- und Pflegeberufe. Bern, Verlag Hans Huber, 2. Auflage.
- Schmid, Roland (2005): Geteilte Verantwortung. Angehörigenarbeit in der vollstationären Pflege und Begleitung von Menschen mit Demenz. www.fh-erfurt.de/so/fileadmin/SO/Dokumente/Lehrende/Schmid_Roland_Prof_Dr/Publikationen/Geteilte_Verantwortung_-_Angehoerigenarbeit__in_DVGT-Netzwerkbuch_.pdf (02.03.10)
- Schulz von Thun, Friedemann (2004, 12. Aufl.): Miteinander reden 3. Das „innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Speck, Otto (1999, 9. Aufl.): Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Erziehung. Ein heilpädagogisches Lehrbuch. München: Reinhardt.
- Von Schlippe, Arist (2006): Systemisches Elterncoaching und Familientherapie. Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In: Tsirigotis, Cornelia et al. (Hrsg.): Coaching für Eltern. Mütter, Väter und ihr „Job“. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme. S. 15-24.
- Wigger, Annegret (2005): Was tun SozialpädagogInnen und was glauben sie, was sie tun? Professionalisierung im Heimalltag. Opladen: Budrich.

Thomas Markwalder, März 2010